

Bergauf ist die Hölle

Mit dem Longboard von Hamburg nach Biel

Meine ursprüngliche Idee, mit dem Fahrrad Richtung Indien zu fahren, war geplatzt – aus mehreren Gründen. Erstens hatte ich eine junge Frau kennengelernt, doch mir zuviel davon versprochen. Dann war jemand mit einem grösseren Webdesign - Auftrag an mich herangetreten, der schlußendlich aber auf Eis gelegt wurde. Und vorbereitet war ich auch nicht. Es war bereits Anfang August, und ich saß in Hamburg und suchte nach einer Möglichkeit, noch ein paar Wochen rauszukommen, bevor die kalte Jahreszeit kam. Ich liess meine Gedanken schweifen, auf der Suche nach dem Einfall, der zündenden Idee. Etwas mit „Rollen“ sollte es sein, zum Beispiel so etwas wie Rollerskates, oder ein langes Skateboard, ein „Longboard“. Und damit dann in die Schweiz. Haha, wirklich lustig, über die ganzen Berge, bei dem schlechten Wetter der letzten Wochen, ohne jegliche Erfahrung mit diesem Gerät, und dann noch mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken! Wirklich lustig, das. Nun gut, jedenfalls entschied ich mich für ein Pogo Long Rifle. Ein Meter dreissig pure Schönheit. Zwei dünne Titanplatten, dazwischen eine Holzschicht. Dazu Randal-Achsen und ein paar dicke Walzen, mit denen ich Zitat „so ziemlich alles plattmachen“ könne, was auch stimmte. Nur ein paar ekelhafte Bahnschienen konnten mich stoppen, doch dazu noch mehr. Hinsichtlich des Brettes war es also Liebe auf den ersten Blick. Und ich wurde auf rund 1200 Kilometern nicht enttäuscht, von ein paar kleinen Details mal abgesehen. Das Brett hatte ordentlich Flex, und ich sagte mir, dass das auch nötig war, denn schliesslich würden es meine Knie schon so schwer genug haben. Denn ich wollte ja auch noch Ausrüstung mitnehmen. Aus Gewichtsgründen verzichtete ich auf das Zelt, liess meinen schweren Benzinkocher zu Hause und nahm stattdessen den federleichten Gaskocher mit, dazu meinen alten Daunenschlafsack praktisch ohne Daunen, ein Paar Unterhosen etc. Resultat: die Ausrüstung wog nur sieben Kilogramm, ohne Wasserflaschen. Ich drehte noch ein, zwei Runden mit dem Loangboard um die Alster, und das war dann meine Vorbereitung gewesen. Schliesslich war es ja schon fast Mitte August, und es musste losgehen. Anja, meine Bekannte, begleitete mich bis an die Stadtgrenze von Hamburg, dann ging es allein weiter. Als erstes halfen mir die Türken – bei den Dönerbuden bekam ich frisches Wasser, auch wenn ich noch ein wenig verarscht wurde und man 1€50 von mir verlangte. Neugierde, sobald man das Board sah. Was, aus Hamburg kam ich damit? Die ganzen 15 Kilometer? Sie wussten ja wirklich nicht, wo ich noch hinwollte... Ich war auch gar nicht allzu erschöpft an den ersten Abenden, doch etwas machte mir ein bisschen Sorgen: mein linker Fuss. Ab dem zweiten Tag begann die Ferse zu schmerzen, und im Grunde genommen habe ich den grössten Teil der Strecke in die Schweiz gehumpelt. Wie ein Wunder, dass ich boarden konnte ohne Schmerzen, nur das Gehen tat weh! Und irgendwann hatte ich den „Grossstadtmenschen“ in mir wieder abgeschüttelt, und die Tour begann mich zu packen! Mein Ehrgeiz war es erstmal, den Rhein zu erreichen. Meine Logik war: Rhein = Flach, und so dumm war es im Nachhinein auch gar nicht. Die ersten Tage waren noch sehr heiss, und ich badete so oft wie möglich, auch wenn die Badeanstalten manchmal dummerweise gerade geschlossen waren – doch die Zäune waren glücklicherweise nicht so hoch. So erlebte ich also doch noch einen richtigen Sommer, wenn auch nur ein paar Tage. Denn irgendwann erwischte mich der Regen, und voller Beschützerinstinkt packte ich mein Board ein – ich wollte es auf keinen Fall nass werden lassen. Ich konnte rumsitzen und auf das Ende des Regens warten, oder zu Fuss weiter gehen. Ich humpelte los... In den nächsten Tagen hatte ich kein Glück mit dem Wetter, dauernd packte ich das Brett ein und wieder aus. Wenn die Straßen nur einigermassen trocken waren, fuhr ich weiter, nur um zehn Minuten später ins nächste Gewitter zu kommen. Ich fluchte in den Himmel, doch das Wetter blieb launisch. Ich musste ein, zwei mal ins Hotel, und dann, in Hamm, war ich an dem Punkt angelangt, wo ich die Sache aufgeben wollte. Erstens wurden diese Hotelaufenthalte zu teuer, und zweitens machte es kaum Spass, unter diesen Bedingungen zu fahren. Ich zögerte und überlegte... doch zum Schluss siegte das Bekloppt-Gen. Ich traf den Entschluss, mein Board dem Wasser auszusetzen. Schliesslich hatte ich es für diese Tour gekauft,

und wenn es dabei kaputt gehen würde, wäre das zwar sehr schade, doch Zuhause an der Zimmerwand nützte es mir auch nichts. So brettete ich also von nun an auch im Regen, durch alle Pfützen durch, und um mein schlechtes Gewissen gegenüber meinem Liebling etwas zu beruhigen, rieb ich es mit Kerzenwachs ein. Das Wetter zeigte Erbarmen und wurde etwas freundlicher. Ich kam gut voran. Ich hatte auch Glück und fand Abends immer eine überdachte Stelle, wo ich trocken übernachten konnte. Alle Menschen, die ich traf, waren sehr nett. „Wo komscht'n her mit dem Ding da?“ fragte mich einer auf einem kleinen Dorffest irgendwo in der deutschen Wildnis. Aber den Kühen auf der Weide war ich suspekt. Wenn ich vorbeikam, schienen sie mich manchmal für den Bauern zu halten, jedenfalls strebten sie alle dem Gatter zu, und wenn ich dann vorbeifuhr, scharrtten sie zornig mit den Hufen. Und irgendwann hatte ich ihn dann erreicht, den Rhein, und zwar genau oberhalb von Düsseldorf. Meinen linken Ellbogen zierte ein dickes Pflaster, denn ich hatte zum ersten Mal unsanften Kontakt mit dem deutschen Kopfsteinpflaster gemacht. Es war ein super Gefühl, am Rhein zu stehen. Überall schien man gut campieren zu können, und das Wasser war glasklar. Fast wie im Süden. Da half es, dass ich in Düsseldorf das Ufer etwas genauer inspizierte und eine Art wilden Zeltplatz gleich ausserhalb der Stadt fand, wo es sich am Strand sehr gut erholen liess. Das Wasser war wirklich erste Klasse und schön warm, und ich blieb 2 Tage. Düsseldorfer Nacktbader, Familien mit Kind und Kegel, Yuppies, alle kamen an den Strand, um es sich gutgehen zu lassen. Dann kam ein Teil der Reise, der leider nicht ganz so aufregend war. Denn obwohl nach Bonn der landschaftlich interessantere Teil des Rheins begann, war es etwas nervig, sich durch die ganzen Ausflügler und gaffenden Senioren durchzuschlängeln. In den kleinen Ortschaften am Rhein gab es genau 2 Sachen: Fresstempel und billige Hotels. Dazwischen standen die ganzen Reisebusse. Ich schlief meist irgendwo auf einer Bank am Ufer, eingeschläfert vom Klatschen der Wellen. Ich musste mit den Radwegen kämpfen: meist war der Belag sehr schlecht. Mein Board zeigte auch erste Anzeigen von Erschöpfung, und das Regenwasser tat ihm auch nicht gut. Doch ich nahm an, dass ich es bis in die Schweiz schaffen würde. Mein linkes Knie war ziemlich dick geschwollen, und ich konnte wegen der Schmerzen im linken Fuss auch nur noch mit rechts anschuggen, oder anders ausgedrückt: ich war etwas angeschlagen. Da traf es sich gut, dass meine Oma in Ludwigshafen lebt. Mit lecker Essen päppelte sie mich wieder hoch, und es verging kein Tag, an dem ich nicht durch ihre Wohnung humpelte und sie sagte: „Kind, so fährst du nicht weiter!“ Doch ich habe ihren Dickkopf geerbt, und mit ein paar entzündungshemmenden Tabletten im Bauch verabschiedete ich mich nach 4 Tagen wieder von ihr. Weiter ging's durch den Süden Deutschlands, meinem Board hatte ich einen Satz neuer teurer Kugellager spendiert, die schneller den Geist aufgaben als die billigen alten. Gekauft hatte ich die Lager in einem Laden in Köln – der Verkäufer war ziemlich von oben herab. Als es Probleme gab und die neuen Lager nicht hielten, was sie versprochen, musste er auf einmal zu einem wichtigen Termin. In Bingen lernte ich eine junge Hotelangestellte kennen, die ihren freien Tag hatte. Bis abends um zehn sassen wir auf einer Bank an der Lahnmündung, und sie ging immer wieder ins Hotel hinüber, um uns etwas Warmes zum Trinken zu holen. Dann fuhr sie zu ihren Eltern, und ich suchte mir wieder eine Bank – soviel zu meiner Berufung als Gigolo. Ich näherte mich Frankreich. Das ehemalige Grenzhäuschen, das ich passierte, war jetzt ein Cafe. Ich setzte mich erstmal auf eine Bank und genoss das Gfui, in Frankreich zu sein, dann suchte ich meinen Weg zurück an den Rhein. Ich kam durch ein sehr schönes Naturschutzgebiet, abends pennte ich auf einem Privatgrundstück an einem kleinen See – mir schien, als wären in Frankreich alle kleinen Seen umzäunt. Beim Sprung vom Zaun des Grundstücks landete ich genau auf meinem empfindlichen linken Fuss, und ich habe Zäune noch nie gemocht. Dann wurde die Strasse immer schlechter, jedenfalls für einen Longboarder. Eine schöne Frau in Trainingsklamotten kam mir auf ihrem Fahrrad entgegen, ich rief: „Vous êtes très jolie, Madame!“ Sie reagierte nicht wirklich, aber innerlich ist sie vor Erregung bestimmt zersprungen. Dann kam ich auf einem alten, mit Weltkriegsbunkern gesäumten Weg nach Straßbourg und war erstmal wieder etwas erschlagen von den Menschenmassen in ihren Freizeitkleidern und Soft-Eis in der Hand. Ich machte, dass ich da wieder raus kam – und hatte erneut ein Riesenglück. Ich fragte in den Aussenbezirken von Strassbourg einen Radfahrer nach dem richtigen Weg, und er lotste mich gleich ein paar hundert Meter zu einem kleinen Kanal, dem Rhein-Rhône-Kanal, neben dem ein *astrein* asphaltierter Radweg verlief. Meine spezielle Radkarte verzeichnete diesen Weg natürlich

nicht, und es wäre ein Desaster gewesen, hätte ich ihn nicht gefunden. Mein Board schnurrte nur so dahin auf dem neuen Belag, und wir fühlten uns beide pudelwohl. Als ich mich einmal in die Büsche schlug, um mich zu erleichtern, versuchte eine Gruppe junger Franzosen, meinen Rucksack zu klauen. Als ich aus dem Gebüsch rauskam, sah ich sie gerade noch auf ihren Rädern davonrasen, einer von ihnen mit meiner treuen Tüte auf dem Rücken. Ich schrie ihnen ziemlich sauer hinterher, und vor Schreck liessen sie den Rucksack fallen und schossen davon. Wären sie kaltblütigere Typen gewesen, hätte ich schön dumm dagestanden. Auch seltsam, dass sie nicht versucht hatten, das Board zu stehlen, dass sie davor noch mit bewundernden Kommentaren bedacht hatten. Ich kam Abends an eine kleine Schleuse und beschloss, dort zu nächtigen, und es war zufälligerweise auch das Ende des perfekten Strassbourg-Radweges. Die Schweiz kam näher, und ich fuhr stundenlang durch heisse Kornfelder, musste wegen dem schlechten Belag ein paarmal die Strasse wechseln und traf am späten Nachmittag noch einen Schweizer, der mit seinem modifizierten Tandem und Klicksandalen das Ufer entlanggebraust kam. Wir unterhielten uns an die zwei Stunden über Skandinavien und unsere Reisepläne der Zukunft. Am nächsten Tag stand ich an der schweizer Grenze, und es gab zwei Zöllner: der Alte guckte sehr misstrauisch, war aber dennoch freundlich, und der Junge musste grinsen. Kann sein, dass ich etwas abgerissen aussah, da ich mich um mein Äusseres eigentlich gar nicht gekümmert habe, lediglich auf die Körperhygiene hatte ich unterwegs geachtet. Dann war ich in Basels Schicki-Micki-Innenstadt und überlegte erstmal meine weitere Vorgehensweise. Ich entschloss mich, mit dem Zug nach Olten zu fahren, und von dort weiter nach Biel, immer der Aare entlang. In Olten ging ich in die Badeanstalt und sah unglaublich hübsche junge Frauen, die sehr schöne Sachen hatten – das muss an der guten Kuhmilch liegen. Ich fuhr jetzt quasi durch die Gegend, die 20 Jahre lang meine Nachbarschaft gewesen war – und dennoch kannte ich so gut wie nichts. Aber die Leute waren sehr freundlich, und das Beste waren die Brunnen, die es überall entlang der Strasse gab, und an denen ich klares, kaltes Wasser tanken konnte. In Solothurn war eine Art traditioneller Hindernisparkours für Barkassenführer im Gange, und vor der Kulisse der barocken Steinbauten der Stadt wirkte das Ganze wie eine Szene aus dem 18. Jahrhundert. Ja, die Schweiz ist schon schön. Dann, nach schweisstreibenden Kilometern entlang der Hauptstrasse war ich in Biel, meiner Geburtsstadt, und hatte es geschafft. Mein Vater und seine Lebensgefährtin erwarteten mich schon. Wohl über 1200 Kilometer seit Hamburg. Doch nach der Tour ist vor der Tour.